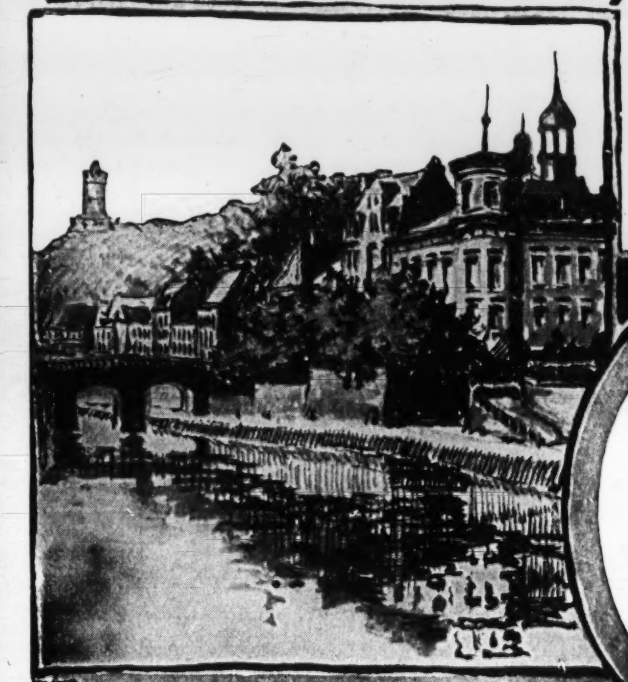
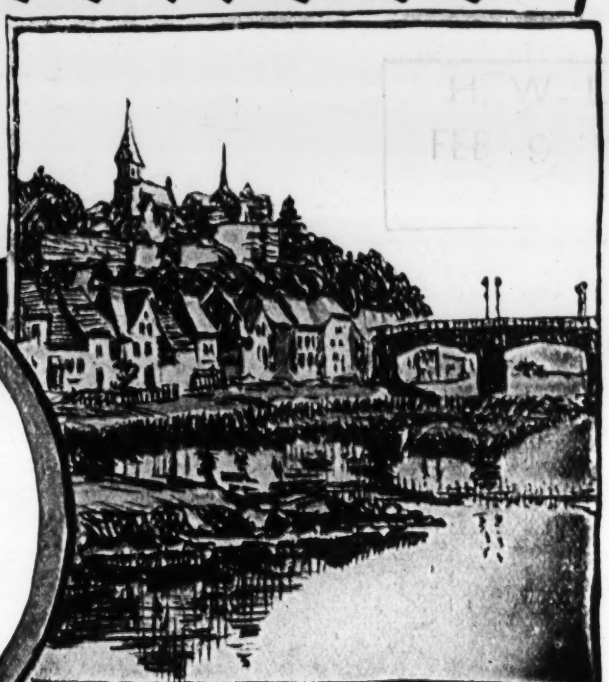
Saarheimatbilder



Illustrierte Monatsbeilage
zum
Saar-Freund



Nummer 1 / 5. Jahrgang

Berlin, 15. Januar 1929

Am Sagenborn unserer Heimat

Von Th. Schmidt. Bildwiedergaben von M. Wentz.

Deutscher Sagenschatz unserer deutschen Gaue in Heldensage, Mythos und Tiersage! Kostbares Kleinod, das Urväterzeit uns vererbte. Heiliges Volksgut, das deutsche Treue in hohen Ehren hält und in dreimal umhegter heiliger Hut. — Sage der engeren Heimat auch dort um Saar, Blies und Nahe, wie sie frisch und stark noch lebendig ist in der Seele unseres Volkes als sprechendes Symbol deutschen Wesens und deutscher Art, des Heimatverbundenseins und des Verbundenseins mit der glutenden Herzader der deutschen Sage: dem deutschen Rhein . . .

Froh und ehrfürchtig zugleich beugen wir uns nieder zu diesem erquickenden Born unserer Heimatsage, der in überraschend reichem Wallen seine Silberwässer aufsprudelt und in weitverzweigten Rinnsalen seine Freude befruchtend hereinrieselt in die Volksseele unserer Lande. Nicht jedes Wellenraunen seines Quellens und seines Weges kann hier festgehalten werden. Nur einige markante Motive seines Heimatsanges mögen aufklingen.

Der blinde Nickel.

Leise, doch deutlich wahrnehmbar, geht in einigen Motiven unserer Heimatsagen noch ein tionalen Mären in Raunen der großen na- Heldensage, germanischem Mythus und urdeutschem Tierepos. Die reiche Fülle unseres heimischen Sagenschatzes aber macht die Ortssage aus. Wenn auch bei ihrer Gestaltung ein freiestes Spiel der Phantasie und der Erfindung obwaltet und eine volkstümliche und oft abenteuerliche Etymologie bestrebt ist, hervortretende sonderliche Örtlichkeiten und örtliche Verhältnisse, Orts- und Personennamen, Begebenheiten von einst, geheimnisumwobene Altertums-Fundstätten und Kunstwerke geschichtlicher Zeit u. ä. m. zu zeichnen, zu erzählen und ihren Sinn zu erschlie-

ßen, so sind ihre Mären doch mehr als ein müßiges und wertloses Spiel der Phantasie, als das sie von vielen Gebildeten der Neuzeit verächtlich betrachtet und gewertet werden. Die mythischen Sagengebilde der Seelen- und Dämonensagen, nicht minder auch die Zauber-, Wunder- und Schatzsagen führen lebendig hinein in die Welt jener uralten Vorstellungen unseres Volkes; sie sind durch Beispiele gestützter und erwiesener, gleichsam dramatisierter Volksglaube; Dokumente der geistigen Eigenart und kulturhistorischen Verfassung in vergangenen Zeiten und der gegenwärtigen Entwicklungsperiode des Volkes und seiner Stämme in der weiteren und engeren deutschen Heimat. Tiefinniges Volksgemüt ist es, daß sich vom Zauber kaum noch zu erkennender vorgeschichtlicher Siedelungsstätten, bröckelnder Ruinenreste und efeuumsponnenen Burggemäuers umfangen läßt; von der Schönheit tiefer Forst- und Jagdgründe, weiter Feldbänne und weltferner Getale auch; von dem Gemurmel und kühlen Hauch rieselnder Quellen, um die seltsame Mär geht; dem Geheimnisvollen, das aus grotesken Felsgebilden und düsteren

Der Riese Kreuzmann.

Höhlen spricht, aus einsam träumenden See- und Weiherstätten und irrlichternden, schreckenbrodelnden Sümpfen und Mooren; dem bebenden Schauer der Landschaft in heißem Sonnenzittern und mondlichtdurchgeisterter Nachtkühle, in träumender Friedensstille und tosendem Wettersturm. Volksgemüt ist es, das Erde und Berg, Wald und Wasser, Wolken und Wind belebt mit Gestalten von Holden und Unholden und ihrem freundlichen oder schädigenden Tun; das an dunkle Höhlen und versunkene Siedelstätten Geschichte grauer heidnischer Vorzeit knüpft und christliches Walten wiederum an Kloster- und Kirchenstätten von einst, an Kapellen stiller Berghöhen und fromme Kreuzstätten an Weg und Rain der Dorfflur und Gemarkung. — Das sind die Motive und die Werte auch, die in dem reichen Sagengut unserer Saarheimat geborgen liegen . . .

Nibelungensage.

Daß jene urgewaltigste deutsche Sage, das hehre Nationalepos des Nibelungenliedes, in seinen Ausklängen vom Rheine her und in seinen Gestalten in der Tat auch in unserer Heimat lebendig war und fortlebte, beweisen die Namen „Criemildespil" für das geheimnisvolle vorgeschichtliche Steindenkmal des Monolithen von Rentrisch sowie die ähnlichen „Kremheldensteine" der Pfalz. In einer Urkunde Kaiser Karls IV. aus dem Jahre 1354, die dem Grafen Johann von Saarbrücken das Geleitrecht der Kaufmannszüge durch sein Land verbrieft, wird die Wegestrecke dieses Rechtes auf der via regalis bemessen mit der Festlegung „von dem ellenden Baum by Metze durch den Warant under Furpach hin gein Sarbrücken biß an den Steyn, den man spricht Criemildespil". Und eine Urkunde aus der Zeit um 1490 benennt den Monolithen von Horterhof in der Pfalz mit „Kremheldenstein". Die Namen Criemildenspil (spil von dem mundartlichen spell = Nadel weist auf die Form der Steine hin) und Kremheldenstein entstanden wohl aus dem Bestreben heraus, die sagenhaften Gigantensteine in auszeichnende Verbindung zu bringen mit jener gewaltigen und nationalen Heldinnengestalt des Nibelungenliedes. — Die Ideenverbindung des Ungewöhnlichen und Gewaltigen dann war es auch, die jene Steine zu den Riesen unserer Sage in Beziehungen setzt. Den großen Stein von Rentrisch benutzte nach der Ortssage der fürchterliche Riese Kreuzmann vom Großen Stiefel mit seinen wilden Gesellen zum Schärfen der Schwerter, bevor sie zu ihrem Schandtun auszogen. Und von dem ähnlichen Gollenstein von Blieskastel erzählt sich das Volk, er sei der Wetzstein des Riesen Goliath gewesen.

Wildejagd-Sage.

Der altgermanische Mythus wiederum klingt an in der Sage vom wilden Jäger unserer Heimat, wie sie in mannigfacher Gestaltung an viele Oertlichkeiten des Gebietes knüpft. Abgeblaßter als in anderen Gauen der deutschen Lande gibt sie sich wohl in den alles Altertümliche nur zu stark verflachenden Kultur- und Industrieverhältnissen des Saarbrücker Landes. Und so kennt unsere Ortssage nirgendwo noch klar und deutlich gezeichnet die Urgestalt Wodes in Mantel und Breithut und als Schimmelreiter. Vielleicht, daß in der Sage vom „Schlapphut", der im Walde von Ensheim umgeht, sowie in der aus den Forsten von Ottweiler, dort sich der wilde Jäger kopflos verunstaltet als Reiter zeigt, letzte matte Schemen der Wodegestalt lebendig sind. In sagenhaft unbestimmte Gestalt eingekleidet erscheint der Wildjäger des Nachtgejaids in einer Reihe der örtlichen Sagen. So bei Saarbrücken, wo er am Wallerbrünnchen von seiner Wolkenfahrt herunterſteigt, um dort seine durstigen Rüden zu tränken; der ewige Jäger von Bliesbolchen und Bliesmengen, von dem das Volk weiß, daß er ein wüster und roher Mensch war; der wilde Jäger von Wolfersweiler, der in den Wäldern des „Owels" als Förster Kötz die „Parforcejagd" mit Reitern und Hunden anführt; der Wildjäger im „Pittert" bei Serrig, der einst ein böser Ritter war. Greifbarer schon gibt sich der wilde Jäger von Tholey, ein sagendunkler römischer Feldherr Rixius Varus, der ob seines Wütens gegen die ersten Christen jenes Gaues nun ewig ruhelos im Gewäld von Tholey umherstreifen muß. Weiter noch geht das Wildgejaid des Advent um den Ludwigsberg bei Saarbrücken, das zum Führer die historische Persönlichkeit des Fürsten Ludwig von Saarbrücken (1768—1793) hat, den leidenschaftlichen und schonungslosen Parforcejäger seiner Zeit. Hervorragend aber wird die Wildejagd-Sage des Saarbrücker Landes getragen von der Persönlichkeit des Maldiß. Um den Großen Stiefel bei Scheidt, den Rodenstein des Saar-Blieslandes, und den Maldiße-Berg von Dudweiler treibt er sein Unwesen, vom Neuhaus und dem alten Schloß zu Püttlingen durchs Köllertal hin, hinab bis zum Littermont jenseit der Prims und bis ins Haustadter Tal sowie auch im Ottweilerschen und Birkenfeldischen. Und wie der wilde Jäger am Donnersberg und der Lindenschmid im Pfälzer Wasgenwald, gilt im Köllertal und im Westrich der Maldiß als Kinderschreck in der Drohung: „O weh, der Maldix kommt!" Das Urbild dieses Maldix aber ist der geschichtliche und als Bauerngeißel berüchtigte Oberjägermeister von Maltitz am Fürstenhofe Nassau-Saarbrücken, der um 1760 starb und in den die uralte Wodanssage der ganzen Gegend hineingedeutet wurde.

Werwolf-Sage.

Der Werwolf-Glaube findet sich im Mittelalter allgemein bei den Völkerschaften germanischer und keltischer Abstammung. Zur Wurzel hat er die uralte Tiersage, die auf der Jäger- und Hirtenzeit unseres Volkes gründet, auf jener Naturstufe, in der der Mensch in dem Tier bis zu einem gewissen Grade noch seinesgleichen ersah. Das wechselseitige Austauschen des Tierischen mit dem Menschlichen und umgekehrt ist ja die notwendige Bedingung der Tiersage; in diesem dunklen Hintergrunde der Tiermenschheit

und der Menschtierheit liegt eben ihr tiefster Reiz. Und so konnten noch in späterer Zeit, als der dunkle und grausige Tier-Mythus längst schon abgeblichen war, die Menschen zu Wölfen und die Wölfe zu Menschen werden. Darin ergibt sich das Motiv des Werwolfglaubens und der Werwolfsage, die noch heute in unserer deutschen Heimat und besonders auch im Rheinland stark lebendig sind.

Unter der Gestalt des Werwolf = (Mannwolf) versteht das Volk einen gewalttätigen, dämonischen Menschen, der sich durch Anlegen eines Wolfshemdes oder eines aus Menschenhaut geschittenen Wolfgürtels in einen Wolf verwandeln kann. Sein abgestutzter Schwanz aber unterschied ihn vom echten Wolf. Die Verwandlung diente dem Zweck, Menschen zu schrecken und zu schädigen. Der Werwolf schändet Leichen und raubt Kinder. Nach dem Glauben unserer Saarheimat springt er des Nachts auf einsamen Wegen sein Opfer an, beißt ihm das Genick durch, trinkt das Blut des Getöteten und raubt ihn dann gänzlich aus. „Bis weit in die Mitte des verflossenen Jahrhunderts hatte sich auch an der Saar der Aberglaube vom Wärwolf erhalten, den man im französischen Dialekt von Saarlouis den „Lugaro" (loup garou) hieß" — so erzählt es die Heimatsage des Saabrücker Landes.

Dreifrauen-Sage und weiße Frau.

In die Religionsvorstellung der germanischen Keltenstämme unserer Rheinlande führen uns ihre Gestalten zurück. Bei den Mediomatrikern und Treverern war der sinnige und anmutige „Dreimütterkult" heimisch, der die milden, Fruchtbarkeit und Segen für Familie, Haus und Flur spendenden Gottheiten der Matrae oder Matronen verehrte. Ihr Kult wurde von den Soldaten der römischen Kaiserzeit unseres Gebietes aufgegriffen und besonders eifrig gehegt, wie dies die zahlreich im Rheinland aufgefundenen römischen Weihedenkmäler und Altäre der Matronen dartun. Bildliche Darstellungen der drei Mütter aus keltischer Zeit sind im Westrichgebiet der Pfalz aufgedeckt worden an dem Heidenfels bei Landstuhl, wo sich anscheinend ein Matronen-Sacellum befand, sowie bei Nanzweiler. Die christliche Zeit setzte an ihre Stelle die hl. drei Marien.

Jene drei Mütter aber leben zur Stunde noch weiter in Kinderlied und Sage des Saar- und Pfalzlandes. So singt der Kinderreim: Hopp hopp Rößchen, droben steht en Schlößchen" und den drei Madammen, die dort sitzen. Die Dreiheit der Matronen ist gewahrt in den Heimatsagen „Die drei Frauen von La Motte" mit einer weißen, einer grauen und einer schwarzen Gestalt; in „Die drei Jungfrauen zu Erfweiler-Ehlingen" seitlich des Bliestales sowie in der Sage „Die drei Schwestern" von Pfeffelbach, Oberkirchen und Niederkirchen. Durchweg erscheinen die Matronen in weißer Gewandung und dementsprechend als die drei weißen Fräulein. Volksetymologische Umbildung aber wandelte das „weiße Frau" um in das dialektische plattdeutsche „Wißfrache". Daraus dann gingen die Gestalten der „Wiesenfräulein" hervor, wie sie uns z. B. aus der lieblichen Sage „Die drei Wiesenfräulein" am Siedelwalde im Westrich begegnen.

Herausgelöst aus der ursprünglichen Matronendreiheit aber ist die Gestalt der weißen Frau. In ihr erschaut der Volksglaube ein unschuldig verwünschtes oder verzaubertes Wesen, das mehr zu bemitleiden, als zu fürchten ist. Die bekannteste Sagengestalt dieser Art ist „Die weiße Dame im Schloß" zu Saarbrücken, wie sie still und stumm durch den neuerbauten Schloßflügel wandelt. Sie hat Gegenstücke in der „weißen Frau", die zwischen Bischmisheim und Fechingen im Gebüsch der Felsen sich zeigt; der „weißen Dame" im Wiesental Eller bei Guichenbach; dem „Engelborsfräuchen" im Saarburger Stadtwalde und dem „Fräuchen" in der Ruine Nondorf bei Fischbach. Zur weißen Nonne wandelt sich ihre Gestalt in dem Gespenstertreiben um die einstige Klosterstätte von Neumünster bei Ottweiler sowie in der außerordentlich lieblichen Sage „Der arme Hirt von Dillingen". Diese Volkserzählung zeigt gar anmutig das Wohlwollen und die Hilfsbereitschaft der weißen Frau gegen unschuldig Bedrückte und Arme, doch auch wieder, wie die Neugierde Unberufener dem treuen Geistertun ein jähes Ende bereitet.*

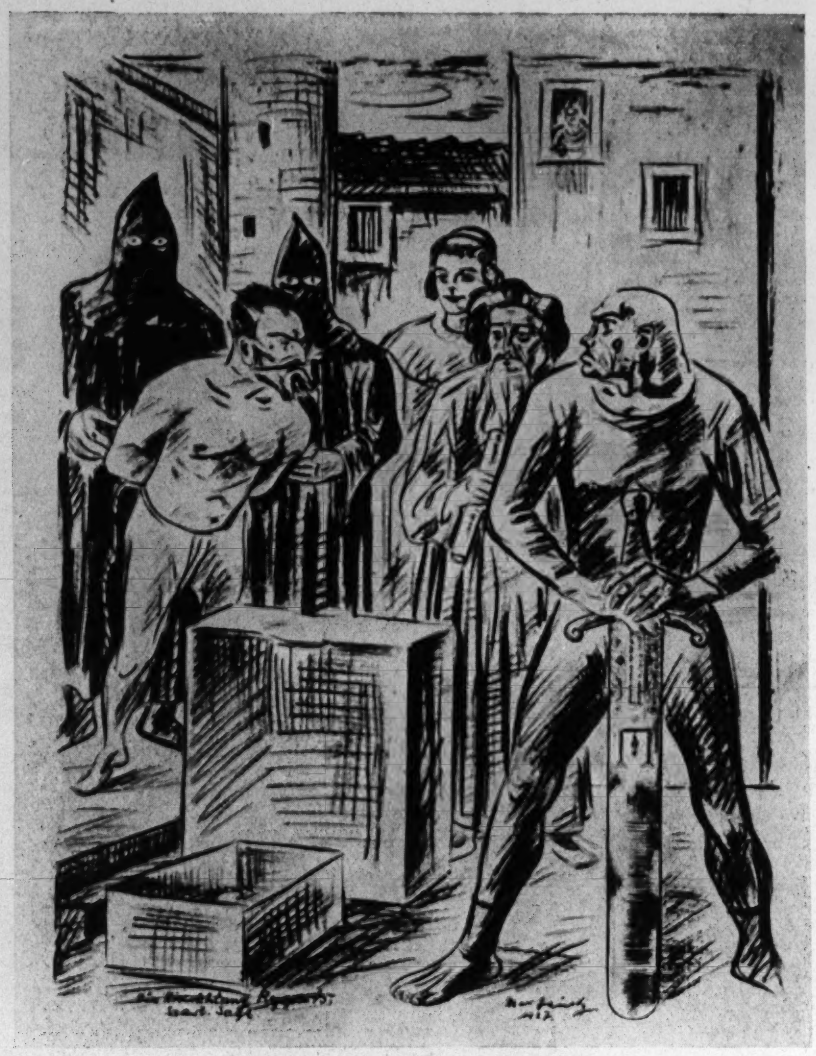
* Siehe Abbildung 6. Die Texte dieser wie auch der andern behandelten und im Bilde wiedergegebenen Sagen ließen sich wegen ihres teilweise großen Umfangs hier nicht einfügen. Eine auszugsweise Wiedergabe würde sie ihrer Ursprünglichkeit entkleiden. Sie finden sich mit allen in dieser Abhandlung erwähnten Sagen in der verdienstvollen Sammlung Karl Lohmeyers „Die Sagen des Saarbrücker und Birkenfelder Landes", Verlag Gebr. Hofer-Saarbrücken, 1920.

Der Teufelsschornstein

Riesen-Sagen.

Germanischer Mythus grauer Vorzeit wiederum ersteht vor uns in ihren Gestalten. Die Riesen bilden hier den bösen, dämonischen Gegensatz zu den gutmütigen Elben. Sie sind teils als Personifikation gewaltiger Naturkräfte zu erschauen, zum andern

Die sich drehenden Steine von Blittersdorf.



Die Hinrichtung Repperts.

Teil jedoch auch als Erinnerung an phantastische Urgeschlechter und den Kampf mit diesen, deren einstige Wirklichkeit dann zur mythischen Sage wurde. Der altgermanische Volksglaube schied die auf Naturrealitäten fußenden Wesen dieser Art in Wolken-, Gewitter-, Sturm-, Berg-, Wald-, Wasser-, Feuer- und Winterriesen, worin ihr Wesen und ihre Wirksamkeit charakteristisch geprägt ist. Die ungeheuerliche Größe der Riesen aber bedeutet zum großen Teil auch die Erinnerung an fremde, im Untergehen begriffene Urvolksstämme, die einst da wohnten, wo spätere Geschlechter sich ansiedelten. Daß die Riesen eine fremde, dem deutschen Wesen widerwärtige Natur haben, beweist der in der Sage oft sich wiederholende Zug von ihrer Wortbrüchigkeit und ihrer Untreue.

Der arme Hirt von Dillingen.

Unserer Saarheimat und ihrem Umlande eigene Sagen mit der Gestalt von Riesen als Träger sind „Die Riesen des Bliestales", die in friedlichem Tun den Urwald auf den Höhen der unteren Blies roden und Raum schaffen für Menschensiedelungen; der „greuliche Riese", der in dem Fels- und Burggewänd bei Berfink eine verzauberte Prinzessin und kostbare Schätze behütet; dann auch die Mär „Der Riese Kreuzmann" vom Großen Stiefel, in der schlechthin die Riesensage des Gebietes gegeben ist. Sie erzählt: Am Großen Stiefel, dem kegelförmigen Berg bei Ensheim, heißt eine Felsenplatte der „Riesentisch". Hier hauste vor Zeiten der fürchterliche Riese Kreuzmann, welcher Menschen einfing und sie verzehrte. Als Wetzstein für sein Schwert benutzte er den Spilstein von Rentrisch. Mit seinem Raub füllte er die Höhlen im Innern des Berges. Die Gefangenen brachte er auf dem Zweispitz, einem gewaltigen Felsen, den er zugleich als Tisch benutzte, seinen Götzen zum Opfer. Menschenfleisch sei seine Lieblingsspeise gewesen.

Teufelssagen.

Als Wandersagen fanden sie, mit Herrn Satanas als Träger und Helden, allerorts hin ihren Weg. Der „Gottseibeiuns" und „Sackhans" und wie er sonst noch unter allerlei scheuen Verkleidungen genannt werden mag, erscheint dem Volksglauben als Verkörperung aller Niedertracht und Bosheit. Er zeigt sich in mannigfacher Gestalt und Gewandung, am häufigsten in der Schreckgestalt jenes schwarzen oder auch feurigen Zottelrocks mit Pferdefuß und Bockshörnern. Doch weiß der Höllenherr und Hexenmeister auch als vornehmer Fremder aufzutreten und so zu täuschen und unerkannt zu bleiben. In den Zeiten des Hexenwahns im 15.—17. Jahrhundert wuchs sich der Teufelsglaube zur schmählichen Krönung jenes so verhängnisvollen Aberglaubens aus. Buhlschaften und Bündnisse mit Satanas und Verkauf der Seele an ihn waren unumstößliche Wahrheit. Und bis zur Gegenwart glaubt das Volk an seinen unmittelbaren und persönlichen Einfluß auf die Menschen und die Natur. In der Furcht hiervor nahm das Mittelalter um so bereitwilliger die Meinung hin, daß man ihn bannen und mit geheimen Beschwörungsformeln ihm reiche Schätze abgewinnen könne. In viele Redensarten und Sprichwörter, noch mehr in Fluchworte und derbe volkstümliche Vergleiche sind sein Name und seine Gestalt hineingeglitten. Und sein Sein und sein Wirken macht ein bedeutsames Motiv vieler Sagen aus, in denen er einmal als Feind und Zuchtrute, dann wieder als Rächer der Armen und Unterdrückten und nicht selten aber auch als geprellter Teufel auftritt.

Eine typische Sage letzterer Art aus dem Tale der Saar ist jene „Der Teufelsschornstein", wie sie auf dem Felsscheitel des Eisenkopf bei Saarhölzbach spielt. Trefflich gibt unser Sagenbild „rassige" Gestalten vom Herrn Gottseibeiuns und seiner Sippe. Und gar wuchtig drischt der Petschbacher Schmied mit seinem Zuschlaghammer die Teufelszunft, die er geprellt hat und die ihn abholen will zur Reise durch den Felsschlund des Teufelsschornstein hinunter ins Höllenreich.

Hexensagen.

In dem ungemein tief und unausrottbar im Volksempfinden wurzelnden Hexenglauben sind Ueberreste des uralten Gespenster- und Zauberwahnes zu ersehen, der zur Vorzeit von naiver Volksanschauung in geheimnisvolles und unerklärliches Walten der Natur, besonders auch einsamer und schreckhafter Oertlichkeiten hineingedeutet wurde. Im frühen Mittelalter galten die Hexen als sagenhafte elbische Wesen unheimlich dämonischer Art. Sie verstanden sich wohl auf die Kräuterkunde und sammelten im Mondenschein die seltsamsten Pflanzen, aus denen sie ihren Zauber- und Gifttrank brauten, wie Gregor von Tours (540 bis 594) schon darüber berichtet. Der Hexenwahn von 1400—1700 dann stempelte sie des weiteren noch zu Ketzerinnen und in der tatsächlichen Buhlschaft mit dem Teufel zu schlimmsten Sünde-

rinnen, deren Tausende in allen Gauen Deutschlands durch Strang, Beil und Feuer gerichtet wurden.

Die Volksvorstellung unserer Heimat ersieht die Hexe als altes, hageres, verhutzeltes Weib mit roten Augen und bösem Blick, spitzem Kinn und krummer Hakennase. Sie glaubt fest daran, daß die Hexe Tiere und Menschen mit bösem Zauber und selbst mit Krankheit und Tod treffen könne. Vielfache Verwandlungen sind den Hexen möglich; und in Tiergestalt, besonders der von Katzen, treiben sie ihr Unwesen. Die Walpurgisnacht ist ihre hohe Zeit. Da reiten sie nach vorheriger Verwandelungssalbung mit dem Fahrtspruch „Ueber Hecken und Stauden" auf Besenstielen und Ziegenböcken zum Rauchfang hinaus und hin zu dem Hexensabbat mit ihrem Herrn und Buhlen Satanas auf den Hexentanzplätzen einsamer Berghöhen. Auf ihrer Fahrt schlagen sie Menschen und Vieh mit nur möglichen Krankheiten und Gebrechen, stiften Unheil in Haus und Hof, vergiften die Brunnen und verzaubern die Aecker mit Unfruchtbarkeit. Mit viel Aberglauben wird am Vorabend des 1. Mai ihre Abwehr betrieben. — Auf diesem Hintergrunde stehen auch die Hexensagen des Saarbrücker Landes: in einer Gruppe z. B. „Die Hexen von Malstatt und Rußhütte", „Die Katzenhexe von Engelfangen" sowie „Die Hexen vom Hammersberg und von Münchwies". Die Walpurgisnacht wiederum zum Vorwurf haben die Ortssagen „Der Hexenkranz" auf dem Hexenhübel von Welschbach bei Ottweiler und „Die sich drehenden Steine von Blittersdorf". Letztere Sage hat eine ganz hervorragende und packende Bildwiedergabe gefunden.

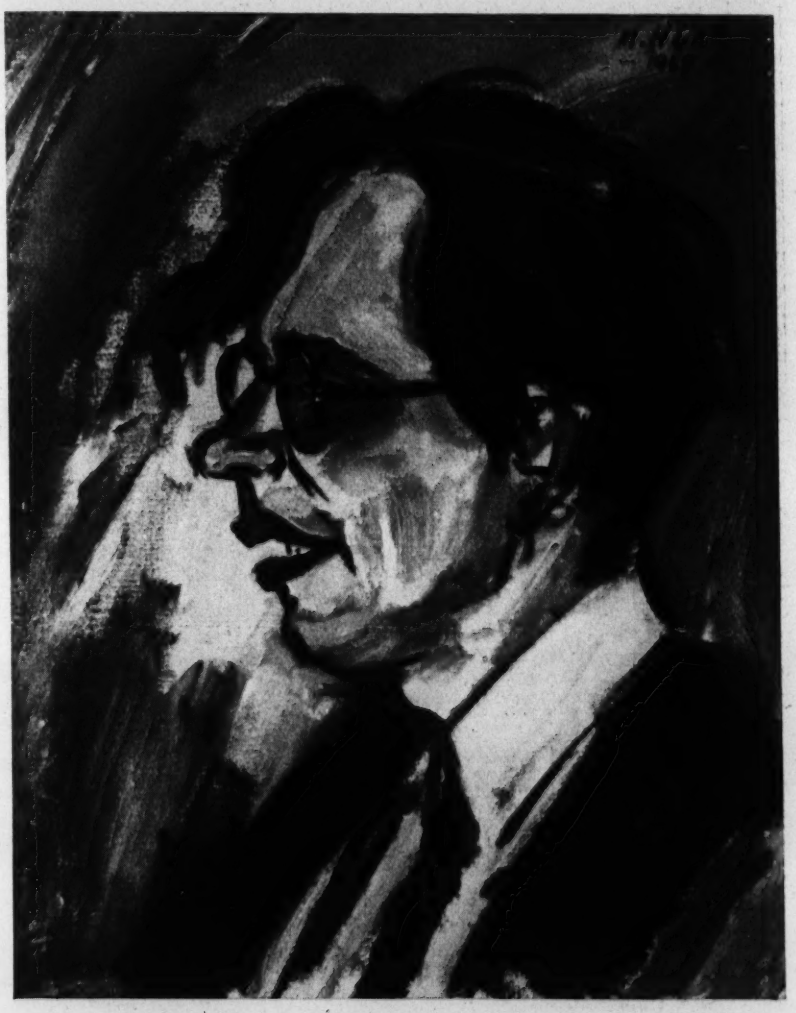
Rittersagen.

Es wäre gar seltsam und verwunderlich, wenn nicht das Mittelalter und seine Nachzeit unserer Heimat mit den zahlreichen Burgen als Sitzen von landesherrlichen Gau- und Reichsgrafen und trotzigen Rittervasallen sowie den Schloßstätten und Edelsitzen von Landadeligen mit ihren männlichen und weiblichen Sassen reichen Nährboden abgegeben hätten für die Volkssage des Saarbrücker Landes. Und so sind es Burg und Schloß Saarbrücken, der Ludwigsberg und Jagdschloß Neuhaus im Bannkreis von Saarbrücken, Püttlingen, Bucherbach, Ritterstraße, Wahlschied und Kirschhof im Köllertal; Kleinblittersdorf, Berus, Felsberg, Siersburg, Montcler, Freudenburg und Saarburg im Talzuge der Saar; Littermont, La Motte und Illingen an Prims und Theel; Birkenfeld, Frauenburg, Oberstein, Rothenfels und Rheingrafenstein im Tal der Nahe u. n. v. m., um die Sage und Mär von Rittern und Adelsherren, Grafen und Fürsten, Burgfrauen und Edelfräulein ihren Zauber spinnen.

Keine Oertlichkeit des Saarlandes aber weist eine so reiche Bildung von Sagen dieser Art auf, wie der von prächtigen Forsten umwallte „Große Stiefel" bei St. Ingbert, der „Sagenberg des Westrich", auf dessen Scheitel sich in realer Wirklichkeit keltische Vorzeit, Römertum und Mittelalter einen. Hier ist die Stätte der ungemein lieblichen und anmutigen Mären „Das Schloßfräulein vom Großen Stiefel", „Der Schloßgarten auf dem Stiefel", „Die gelben Schlüsselblumen", „Die vergessene Schlüsselblume". Hier auch der Schauplatz der Sage vom „Ritter Heim", der sich mit sechs andern christlichen Rittern auf höchsten Warten des Saargaues zusammenschloß zur Abwehr der feindlichen Angriffe und Ueberfälle der Heiden, einer Volkserzählung, die in ihren Namen, Ereignissen und Ausdeutungen eine der historisch und kulturgeschichtlich wertvollsten Volksüberlieferungen des Gebietes darstellt. Wiederum ist auch der Große Stiefel in seinem Raubritternest die Schandstätte der Schnapphähne, Wegelagerer und Jungfrauenschänder Wynant und Reppert. Diese beiden nebeneinander herlaufenden Raubrittersagen weisen ganz analoge Züge auf. Mit verhaltenem Atem lauscht das Volk den Schauermären von diesen Unholden, die endlich durch die List der geraubten Jungfrauen der Gerechtigkeit überliefert werden und unter dem Richtschwert des Henkers enden.

Der blinde Nickel.

Der Fluch der aus Habgier begangenen Mordtat und das Motiv der strafenden Vergeltung tragen diese Sage aus der Stadt Saarbrücken. Mit feinem Empfinden und sicherer Hand hat ihre bildliche Nachschöpfung sie hingestellt auf den Hintergrund des altehrwürdigen und stimmungsvollen Renaissancewinkels der evangelischen Kirchstraße von St. Johann und jenes Bürgerhauses aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, das von seinem massigen Erkervorbau mit geschnitztem Holzwerk, dem schön geschwungenen Torbogen und einem Wappenschild mit der Jahreszahl 1629 signiert ist. Ueber das altholprige Pflaster dieser Gassenstätte tastet sich in suchender und sprechender Hilflosigkeit des Blinden das arme Geigerlein hin. Wahrlich, in Gestalt, Umgebung und Stimmung eine Bildkomposition, wie sie trefflicher den Hauch der alten Stadt- und losschweren Geigersage kaum hätte fassen und festhalten können. Ihr Geschehen aber sei in den schlichten Erzählworten wiedergegeben, wie Charlotte Grundhöfer-Weller zu Saarbrücken sie dafür fand: In Malstatt wohnte im vorigen Jahrhundert der blinde Nickel, der durch die Saarstädte ging und geigte. Er suchte sich ohne Hund den Weg mit seinem Stock. Er übernachtete stets in Malstatt in einem Gasthaus. Dort verschwand er einst spurlos, so daß man annahm, daß er ermordet und beiseite geschafft worden sei. Als der Wirt später starb, quoll seine Leiche derartig auf, daß sich kein Sarg

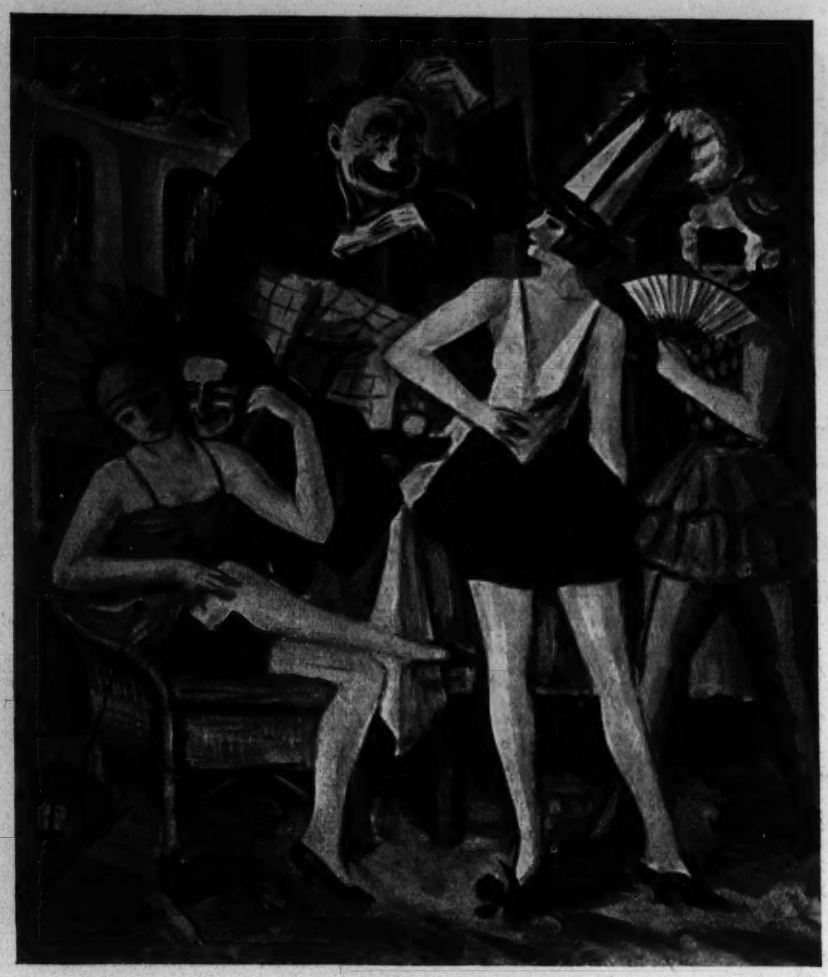


Bildnis Wenzel.

fand, der groß genug für sie war. Man mußte den Sarg, in den man sie schließlich zwängte, zubinden, denn sie quoll immer mehr auf, und das Volk glaubte, daß sich hier der Fluch des Ermordeten zeige. Schon vorher hatte der Wirt das Haus veräußert, da es seit dem Tode des blinden Nickel in ihm nicht mehr geheuer war . . .

Zu unseren Bildern.

Wer sie schuf und zeichnete? — Ein echter, temperamentvoller Sohn unserer Saarheimat, von dem die Kritik sagt, daß er mit starken Muskeln und starken Affekten auf die Umwelt reagiere; dem das Wuchtige, Gewaltsame und Starke in machtvollen und monumentalen Formen weit mehr liege, als das Zarte und Idyllische in zierlichen und gezirkelten Linien. Max Heintz ist der nunmehr sechsunddreißigjährige Künstler, dessen Wiege zu Guichenbach im Köllertal stand, Schüler und Absolvent der Kunstakademie und des Zeichenlehrer-Seminars zu Kassel. Porträt, Landschaft und Kompositionen sind die Hauptgebiete seines künstlerischen Schaffens, das Steinzeichnung und Radierung sowohl wie auch das Oelbild zum technischen Ausdrucksmittel nimmt. Eine Kollektivausstellung von Max Heintz in den Räumen des Saarmuseums 1926 fand weitgehende Beachtung. Die Sagen-Steinzeichnungen von Heintz sind eine hervorragende



„Faschingsszene."

Schöpfung im Dienste unserer Heimatsache. In ihnen ist der Weg gezeigt, neu und lebensstark in unserm Volke wieder die alte, bodenständige Sage aus Stadt und Land erstehen zu lassen; jene Sage und Mär, die ein hohes, ethisches Volksgut bedeutet, die aber eine rapide Industrieentwickelung mit alles ernüchternder intensiver Wirtschaftseinstellung mit Versinken in Vergessenheit bedrohte. Jene Bildschöpfungen jedoch bedeuten in neuer Art

„Tina, genannt der schwarze Panther."

Wissen und Vertrautsein der Heimatsage, damit Erkenntnis der Heimat und ihrer Geschichte und Schöne, aus der letzten Endes nur eines zu erblühen vermag: Liebe und Treue an Heimatscholle und Heimatleben.

Ausstellung Max Heintz im Heimatmuseum Saarbrücken.

Neben der Pflege der Kulturwerte vergangener Zeitabschnitte knüpft das Museum mit Ausstellungen, die es von Werken lebender Maler und Bildhauer des Heimatgebietes veranstaltet, die Verbindung mit der Gegenwart. Diese Veranstaltungen haben sich außerordentlich fruchtbar erwiesen. Sie geben den bildenden Künstlern des Gebietes Gelegenheit, in gutem Rahmen ihre Arbeiten zu zeigen, sich bekannt zu machen, dann beleben sie das Museum, bieten immer etwas Neues, lassen es nicht erstarren. — Die gegenwärtige Ausstellung von Werken des heimischen Malers Max Heintz fügt sich in diesen Rahmen ein. Heintz ist kein Unbekannter mehr. Seine Arbeiten begegneten wir überall dort, wo Saarbrücker Künstler sich zu einer Ausstellung ihres Schaffens zusammenfanden. Mit einer geschlossenen Kollektion, die auch zeitlich sehr eng zusammengefaßt ist, es sind nur Werke von 1927 und 1928 vertreten, zeigt er sich im Heimatmuseum zum ersten Male. Gemälde und Zeichnungen sind ausgestellt, alle graphischen Techniken: Radierung, Holzschnitt, Steindruck sind vertreten. Wir sehen Landschaft, Bildnis, Akt- und Komposition, Motive aus der engsten Heimat und Fremdländisches. Der Rahmen des Ausdruckswillens wölbt sich weit, zu weit vielleicht, denn unter dem weiten Raum, mit dem sich Heitz umgibt, geht zuweilen seine persönliche Eigenart verloren. Den stärksten, ersten Eindruck, den man von seinem Werke empfängt, ist der, daß sich hier ein Mensch mit großen, enggespannten Energien der Arbeit hingibt. Die Entladungen der schöpferischen Kräfte sind oft auf den knappsten Zeitraum gedrängt. Je wie die Kräfte gesammelt sind, wie über dem Wollen die Klarheit steht, gelingt das Werk. Mit wenigen, fast wütenden, breiten Pinselstrichen, ist das Bildnis des Malers Wenzel hingehauen. Es sitzt, alles ist lebendig, fast unheimlich in dem Momentanen des Lebenserfassens. Das ist der Wenzel, den hier jeder kennt. Dieser Mann, bei dem selbst alles nur Moment ist, konnte nur durch eine solche Impression gefaßt werden. Was bei Wenzel gelang, den Heintz aus jahrzehntelanger Bekanntschaft kannte, ging bei dem „Indianer" daneben. Das Bild ist roh, barbarisch, Kinoreklame ohne jeden Geist, selbst die Kühnheit der Malerei vermag die Mängel nicht zu verdecken. Bei anderen Bildern sucht Heintz stillere Klänge, verliert jedoch bei ihnen an Persönlichkeit, da seine Lebendigkeit der Augenblicks-Auffassung durch andere Qualitäten nicht voll ersetzt wird. — Bei allem Sinn für das Malerische, der breiten, flüssigen Art, der Farbe in die Form zu binden, liegt meines Erachtens die wahre Begabung von Heintz in der Graphik, und besonders in der Illustration. Schon das Wenzelbildnis weist darauf hin. Der Reiz der Illustration liegt in der knappen Fassung einer Situation. — Heintz liebt für diese Bildschöpfungen große Formate. Die kleine, intime, zeichnerische Niederschrift reizt ihn nicht, auch die Motive haben alle das Bedürfnis, über den Rahmen hinauszugehen, sie erscheinen gewalttätig, und nur selten kommt ein stillerer Klang. Unruhig, rußig und schwarz laufen Striche und Flecke über die Blätter. Dämonische Gestalten formen sich. Tod, Teufel und Hexen spielen ein unheimliches Leben. Heintz illustrierte einige heimische Sagen, er bringt gute Gedanken, doch wünscht man sich eine stärkere Verinnerlichung, ein Weitergehen über das erste Hinwerfen, ein Formsuchen, das nicht Genüge im Gelingen oder Nichtgelingen eines Augenblicks findet, kritiklos nur seine Reize gelten läßt. Es gärt und rumort in Heintz, überall fühlt man Widerspruch, der sich zuweilen ins Maßlose steigert. Sollen aus seinen unzweifelhaft reichen und guten Anlagen bleibende Erfolge wachsen können, so muß es stiller in ihm werden. In stiller, zäher Arbeit und Selbstkritik müssen die Schlacken entfernt werden, die seiner Kunst anhaften. In der Ekstase kann ein Kunstwerk werden, doch nur, wenn ruhiges Wachsen alle Kräfte gesammelt hat, alle Unklarheiten vorher beseitigt sind. Dann ist eine schnelle Niederschrift möglich, und so sie ein wirklicher Künstler bringt, kann sie auch zum Kunstwerk werden.

K.